

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 25 (1938)
Heft: 4

Artikel: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden
Autor: P.M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-86702>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wir zitieren einige Stellen aus dem von Dr. C. H. Baer verfassten Aufruf von 1907, die zum Teil sehr modern anmuten:

«Wir müssen uns an Vergangenes zurückerinnern, müssen, wie Muthesius ungemein prägnant sich ausdrückt, statt einer stilgerechten wieder eine baugerechte Behandlung anstreben und diese uns entfremdete Kunst an den vorhandenen alten Bauten studieren. Dazu sind weniger anerkannte Meisterwerke geeignet, sondern vor allem jene schlichten unbedeutenden Häuser, die in unscheinbarem Gewande doch beredte Kunde geben von dem Anpassen an den Charakter, die Lebensgewohnheiten und -bedingungen ihrer bürgerlichen Bewohner.»

«— Um so merkwürdiger ist die Gleichgültigkeit, mit der man dieses reiche, mannigfaltige und so eng mit den derzeitigen Aufgaben der Baukunst verknüpfte Studienmaterial bis jetzt behandelt hat. Und doch sind gerade jene schlichten unansehnlichen Häuschen, die jährlich zu Hunderten verschwinden, die wichtigsten und lehrreichsten Beispiele, weil sie zeigen, wie trotz stets gleichbleibenden Bedingungen und geringster Raumausdehnung allein durch Gruppierung, Material und sparsam verwendete Schmuckformen immer wechselnde eigenartige Kompositionen möglich sind. Es ist das gesündeste Volkskunst, die Schönheit und Nützlichkeit zu köstlicher Gesamtwirkung vereint, und nicht nur in ihren wenigen Einzelformen, sondern vor allem in ihrer Gesamtheit, in Gruppe und Silhouette sowie in ihrem Verhältnis zur Umgebung studiert werden muss.»

«Das Studium lokaler Baugedanken sollte immer mehr zur Grundlage unseres baulichen Schaffens gemacht werden. Dann würden auch die kleineren Baumeister und das baulustige Publikum unserer Kleinstädte im Anschluss an gute heimische Vorbilder eine geschmackvollere, oft auch preiswürdigere und praktischere Bauweise betätigen.

Wenn wir daher danach streben, das Gute, das uns in den noch erhaltenen bürgerlichen Bauten unserer Vorfahren überliefert ist, zu sammeln und einem möglichst grossen Publikum bekannt zu geben, dienen wir zunächst unseren Fachgenossen, da wir ihnen behilflich sind, den teilweise verlorenen Zusammenhang mit alter Tradition wieder aufzunehmen und ihnen Gelegenheit geben, ihre Auftraggeber über die praktische Schönheit alter Baugewohnheiten aufzuklären.»

Die Absicht, durch die Publikation historischer Bürgerhäuser einen Motivschatz als Vorlagensammlung zum Gebrauch für heimatgerechte Neubauten zu gewinnen, hat bei der Vorbereitung der Herausgabe zweifellos eine grössere Rolle gespielt, als aus dem Wortlaut des Aufrufs vom Jahr 1907 zu entnehmen ist. Man hatte damals jenen Historismus innerlich überwunden, der kritiklos die Formen der monumentalen Baukunst auch noch auf die allerbescheidensten Wohn- und Zweckbauten übertrug,

und man hatte auch vom Jugendstil genug, diesem Versuch einer Sensationierung der Bauformen durch die Beziehung stilisierter Naturformen und die Pathetisierung konstruktiver Formen. Es herrschte ein gewisses Gefühl der Enttäuschung an der jüngsten Vergangenheit, das immer eine der besten Voraussetzungen für ein romantisches Zurückgreifen auf die heimatlichen Traditionen bedeutet. Aus dieser Einstellung heraus galt auch das Interesse der ersten Bürgerhausbände vorwiegend dem pittoresken Detail, den netten Erkern, Portalumrahmungen usw. Erst allmählich hat sich der Blick für den Wert der organischen Zusammenhänge geweitet, für das Stadtbild, Strassenbild, die Dorfsiedlung im ganzen, für das Charakteristische, das gerade im Normalen liegen kann, nicht nur in kunsthistorisch bemerkenswerten Ausnahmebauten. Dementsprechend sind neben der Wiedergabe von Einzelbauten in den späteren Bänden immer mehr Siedlungsbilder getreten, so dass unter den dreissig Bänden eine ausgesprochene Entwicklung festzustellen ist.

Ungleich sind die Texte: neben blossen Aneinanderreihungen von archivalischen Notizen gibt es eine Anzahl Bände, deren Text eine eigentliche Kulturgeschichte des betreffenden Kantons darstellt.

Einige Kantone konnten dank reichlicher Subventionen von Privaten und Behörden ausführlicher dargestellt werden, so zum Beispiel Basel, Graubünden, andere mussten sich mit geringerem Raum begnügen, was man vielleicht im Fall des Wallis besonders bedauern muss, aber schliesslich darf man einem Unternehmen, das so stark auf die Mithilfe regionaler Kreise angewiesen ist, unsere föderalistische Verfassung ansehen. Das Ganze ist ein Werk, das auch im Ausland von Anfang an starke Beachtung gefunden hat und auf das der SIA um so mehr stolz sein darf, als es nicht durch behördliche Verordnung, sondern aus echt republikanischer Initiative der Fachkreise aus allen Landesteilen begonnen und zu einem so glücklichen Ende gebracht wurde. P. M.

Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden

Wir haben die beiden ersten Bände der auf fünf Bände berechneten Publikation der «Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden» schon im Dezemberheft des «Werk», Seite XXVII, kurz angezeigt.¹ Die hervorragend

gut gearbeiteten und schön ausgestatteten Bände verdienen aber mit grösserem Nachdruck empfohlen zu werden. Dabei ist hervorzuheben, dass die Publikation niemals in diesem Umfang hätte erscheinen können, wenn ihr nicht der Verwaltungsausschuss der Rätischen Bahnen eine jährliche Subvention von 7000 Fr. zugewendet hätte, zuerst auf fünf Jahre, dann noch auf weitere. Die bündnerische Vereinigung für Heimatschutz stiftete einen Betrag von 15 000 Fr. Bekanntlich konnten sich auch die drei Graubündner Bände des «Bürgerhaus-

¹ «Die Kunstdenkmäler der Schweiz, Kanton Graubünden», Band I und II von Dr. Erwin Poeschel, herausgegeben von der Gesellschaft für Schweizer Kunstgeschichte. Format 19,5×26,5, Band I mit 142 Abbildungen und einer Uebersichtskarte, Preis Leinen Fr. 25.—; Band II 420 Seiten mit 390 Abbildungen und einer Uebersichtskarte, Preis Leinen Fr. 48.—. Verlag E. Birkhäuser & Cie., Basel 1937.



Aus «Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden», Band 21
 Karolingisches Wandgemälde aus der Klosterkirche von St. Johann zu Münster, IX. Jahrhundert
 Auszug des Heeres Absaloms gegen David. Die Reste dieser Fresken, soweit sie über den spätgotischen
 Gewölben im Dachraum erhalten blieben, wurden entdeckt von Prof. J. Zemp und Dr. R. Durrer
 und befinden sich jetzt im Schweiz. Landesmuseum, Zürich

Werks», sowie das «Burgenbuch des Kantons Graubünden» der gleichen grosszügigen Unterstützung der Rätischen Bahnen erfreuen, die nicht nur von einer höheren Auffassung von «Verkehrspropaganda», sondern besonders von einem erfreulichen kulturellen Verantwortungsgefühl dieses Unternehmens spricht. Auf die wertvolle Mitarbeit des Technischen Arbeitsdienstes Zürich unter Leitung von Dr. Hermann Fietz bei den Vermessungsarbeiten und der Zeichnung der Risse wurde schon im Dezemberheft hingewiesen.

Wir führen aus Band I, der einen interessanten Ueberblick über Geschichte und Kulturgeschichte Graubündens von der Prähistorie bis zur Gegenwart bietet, einige aus dem Zusammenhang herausgegriffene Einzelheiten an, um zu zeigen, wie interessant das Thema und wie aufschlussreich seine Behandlung ist.

Aus: Erwin Poeschel «Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden». Band I.

«Der entscheidende Unterschied zwischen Graubünden und der übrigen Schweiz nördlich der Alpen, der geschichtlichen und kulturellen Entwicklung nach, liegt darin, dass jenes im Schirm der Berge und unter dem Schutz eines früh erstarkten Bistums die Kontinuität zwischen der Antike und dem Frühmittelalter ungebrochen bewahren konnte. Die Invasion der Alamannen in der Mitte des 5. Jahrhunderts vermochte — an seinen Grenzen wie an einer vorgeschobenen Klippe aufrecht gebliebenen Altertums zurückbrandend — nicht über *Montlingen* und den *Hirschensprung* vorzudringen. Aber auch die

folgenden politischen Handänderungen — der Uebergang an das Ostgotenreich Theodorichs (494), die Abtretung des Landes an die Franken (536) — griffen nicht tiefer in das staatliche Leben und die völkische Struktur Currätians ein. Insbesondere behauptete sich weiterhin eine von den römischen «*curiales*» und «*milites*» abstammende Schicht privilegierter Grundbesitzer, ein adeliger Stand, älter und auf anderen Grundlagen ruhend als der später ankommende Gefolgschafts- und Schwertadel der Franken.

Das Eigentümlichste, ja in der Geschichte der Spätantike vielleicht Einzigartige, war die Stellung der — wohl Ende des 6. Jahrhunderts — aus dem Kreis dieser Optimaten herausgewachsenen *Familie der Victoriden*. Sie hatte es vermocht, sich die Würde des Präses wie des Bischofs in Erbfolge zu sichern, die geistliche und weltliche Führung des Landes also, wenn auch nicht immer in einer Person, so doch wenigstens im gleichen Hause zu vereinigen. Dieser Präses war jedoch nicht absoluter Herrscher, sondern er sah sich gehalten, aber auch in seiner Machtfülle beschränkt, durch die Grossen des Landes, die «*principes*», für die er nicht viel mehr als ein «*primus inter pares*» war. Currätien wurde also im Frühmittelalter — und zwar bis in die Zeit Karls — regiert von einer Aristokratie, an deren Spitze eine Familie als Inhaberin der politischen und kirchlichen Führung stand, weshalb man mit einigem Recht das Currätien dieser Zeit einen *Kirchenstaat* genannt hat.»

Die äussere Geschlossenheit Currätians in karolingischer Zeit zeigt sich darin, dass ihm Karl der Grosse bei seiner Neueinteilung des Reiches nicht ein Aufgehen in einem der Nachbargebiete zumutet, dass es vielmehr als eigener «*ducatus*» bestehen blieb. Erst Konrad I. schlug im Jahre 916 Currätien zum Herzogtum Schwaben,



Aus «Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden», Band I

Detail der bemalten Holzdecke der Kirche von Zillis im Schamsertal, romanisch (I. Hälfte des XII. Jahrh.); die älteste aller erhaltenen figürlich bemalten Decken (die Decke im Dom zu Hildesheim ist etwa 70 Jahre jünger). Eine Kopie befindet sich im Landesmuseum, Zürich

oben: Ein Engel fordert die Hlg. Familie auf zur Rückkehr nach Judäa
unten: Jesus unter den Schriftgelehrten und die Belebung der irdernen Vögel

bei dem es bis in die Mitte des XIII. Jahrhunderts verblieb; aber diese Massnahme hatte tiefere Wirkungen nicht mehr, da sich unter den Fittichen der ottonischen Kirchenbegünstigung die Immunitätsrechte des Bischofs ausdehnten und überdies die Grafschaft sich bald zu zersetzen begann.

Trotzdem tritt mit dieser Zuteilung zu Schwaben ein neues Element auf: mit den einheimischen rätischen Optimaten traten jetzt germanische in Rivalität, Beamte und Vasallen mit ihrem Anhang und Dienstgefolge, Benefiziarer und Nutzniesser des eingezogenen Fiskalgutes, das der König nach Belieben an deutsche Edle, Alamanen oder Franken, austeilte. Wie sich dies auswirkte, lässt sich daran ablesen, dass in dem karolingischen Urbar des Königsgutes von 831 zwei Drittel der Lehensinhaber germanische Namen tragen, während im Tello-Testament von 765 im gleichen Gebiet noch fast kein deutscher Name erscheint.

Bekanntlich bietet Graubünden einen der interessantesten karolingischen Freskenzyklen in den durch J. Zemp und R. Durrer aufgefundenen Wandmalereien der Klosterkirche St. Johann in Münster, deren Fragmente ins Landesmuseum übertragen wurden. Die lebendige malerische Auffassung, die ein Erbe der hellenistischen Spätantike ist, also die stilistisch entwickeltere Malweise erscheint hier gegenüber der «primitiveren», gebundeneren romanischen Malerei als ein Zeichen höheren Alters — die gleiche Umkehrung, die sich auch an frühmittelalterlicher Plastik nachweisen lässt. Aus romanischer Zeit enthält Graubünden die älteste aller erhaltenen figürlich bemalten Holzdecken: die seit langem berühmte Decke in der Kirche von Zillis, der alten Talkirche des Schamsertals. Aus gotischer Zeit gibt es dann künstlerisch hochstehende Wandmalereien oberdeutschen Charakters besonders in Brigels und in Waltensburg, solche italienischer Prägung in San Benedetg bei Som-

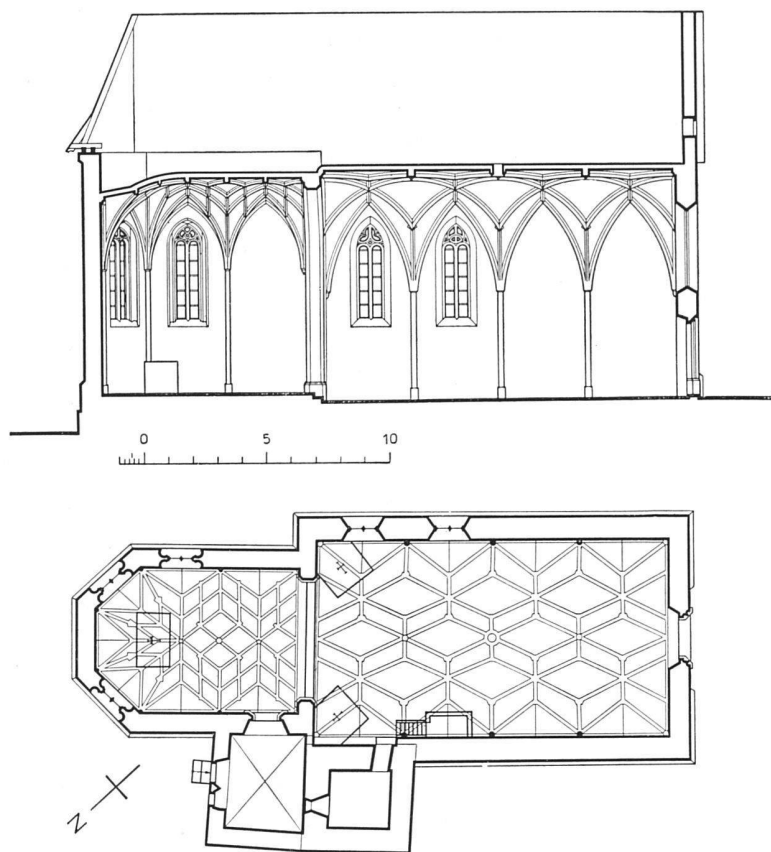
vix, S. Agatha bei Disentis und vor allem den grossen Zyklus in S. Maria del Castello bei Mesocco, der engverwand mit tessinischen Wandmalereien ist. Dieses Ineinanderspielen südlicher und nördlicher Einflüsse zeigt besonders deutlich die eigenartige kulturelle Stellung Rätiens, das von allen Seiten Einflüsse aufnimmt und trotzdem ihnen gegenüber seine kulturelle Sonderstellung behauptet. Für dieses kulturelle Leben entscheidend ist die von jeher demokratische Struktur des Berglandes.

«Denn es war das natürliche Ergebnis der gesellschaftlichen und staatlichen Struktur des Landes, dass dieser (im XV. Jahrhundert) neu erwachte Baueifer sich nicht an einem gemeinschaftlichen zentralen Bauunternehmen zu befriedigen vermochte. Die Träger der nun erstarkenden Volkssouveränität waren die Gerichtsgemeinden, und dieser politischen Lage entsprach eine kulturelle Dezentralisation, die sich augenfällig in den vielen, nun gleicherweise in allen Talschaften aufwachsenden neuen Kirchen ausdrückte. Die Gemeinden sahen in der Errichtung einer schöneren und grösseren Kirche eine Angelegenheit ihrer Würde und stellten sich in ihr, als dem sichtbaren Zeugnis ihrer Gemeinschaft, selbst dar. Dabei traf es sich glücklich, dass gerade in jener Zeit, in der die spätgotische Bauweise sich erhob, auf dem bischöflichen Hof zu Chur Ortlieb von Brandis residierte (1458–1491), der durch mehrere bedeutende Aufträge (Hochaltar, Sarkophag, liturgische Geräte) bewies, wie sehr er den Künsten zugetan war. Dass von ihm auch in den Landgemeinden Ermunterung und Antrieb ausging, werden wir nicht bezweifeln.

Der inneren Bereitschaft, wieder an dem baukünstlerischen Leben der Zeit teilzunehmen, begegneten nun Anregungen, die sich aus der geographischen und politischen Situation des Landes ergaben. Wir sahen schon, wie die Aufnahme der vom Westen her andringenden Hochgotik in Seeschwaben nur lässig erfolgte und von Südbayern fast ganz verweigert worden war. Als aber nun, ein halbes Jahrhundert früher als in Graubünden, dort neue Baulust einsetzte, da hatte der Wind gedreht. Die Bewegung setzte in Bayern im Osten ein, ging von der österreichischen Nachbarschaft aus und verbreitete sich dann nach Westen und Norden hin.»

Hier decken sich die Beobachtungen Poeschels mit den kürzlich veröffentlichten Forschungen von Richard K. Donin, der in seinem wertvollen Buch über die Bettelordenskirchen in Oesterreich nachweist, wie sich in der österreichischen Ordensarchitektur ein regionales Zentrum bildet, von dem gotische Bauformen nach Westen und Nordwesten ausstrahlen.

Es ist das Eigenartige der Baugeschichte in Graubünden, dass sie nicht kontinuierlich, sondern deutlicher als anderswo in getrennten einzelnen Schüben verläuft. Bauten der Frühgotik und Hochgotik fehlen ganz, dafür setzt im letzten Viertel des XV. Jahrhunderts unvermittelt ein überraschender Baueifer ein, der ganzen Talschaften noch heute ihren Charakter gibt. Noch heute sind über hundert gewölbte spätgotische Kirchenbauten erhalten und dies, obwohl die Welle des Barock



unten: Maria und Johannes. Teil der gotischen Wandmalerei in der evangelischen Kirche von Waltensburg (Vorderrheintal) gegen 1350. Aus Band I



Aus «Die Kunstdenkmäler
des Kantons Graubünden»
Band I

Stürvis (Albulatal)
Kath. Pfarrkirche St. Maria Magdalena
erbaut 1520/21 von Lorenz Hölzli,
Steinmetz aus Innsbruck.
Spätgotisches Netzgewölbe.
Der Schnitzaltar, datiert 1504, soll
zuerst in Scharans gestanden haben;
er ist einer der schönsten
Graubündens, wahrscheinlich
Ulmer Arbeit; am Choreingang
barocke Seitenaltäre

links (Seite 114), aus Band II:
Grundriss mit Einzeichnung des
Netzgewölbes und Schnitt,
beide 1:300, aufgenommen vom
Techn. Arbeitsdienst Zürich unter
Leitung von Dr. H. Fietz



eine vielleicht ebenso grosse Zahl weggespült hat. Der Schrittmacher dieser Bewegung war Steffan Klain aus Freystadt in Oberösterreich, der 1474 erstmals urkundlich als städtischer Werkmeister in Chur erscheint, wo er den Wiederaufbau der beim Stadtbrand 1464 zerstörten Martinskirche leitet. Mit seinem Auftreten erst beginnt in Graubünden die präzise gotische Wölbetechnik mit geometrisch genauen Systemen und sauber zugerichteten Werkstücken. Klains Werke sind bei aller gotischen Eleganz trotzdem von einer gewissen spätgotisch-österreichischen Behäbigkeit; im Gegensatz zu den französischen Bauten, die die Wandflächen ganz in Masswerkgestänge auflösen, behalten sie die glatten, ungegliederten Wandflächen bei, und dadurch findet diese regionale Gotik aufs glücklichste den Anschluss an das einheimische rätsche Volksempfinden. Klain zieht eine ganze

Gruppe verwandter Meister aus Oesterreich nach sich: sie bauen immer vollkommener, kompliziertere Netzgewölbe, im ganzen aber wird der Typus der einräumigen Kirche mit eingezogenem, polygonal geschlossenem Chor beibehalten.

Im zweiten Viertel des XV. Jahrhunderts setzt, ebenfalls mit einem fast stürmischen Elan, die Vorliebe für farbig bemalte und vergoldete Schnitzaltäre ein, die von verschiedenen süddeutschen Werkstätten fertig importiert werden. Neben Augsburg und Ulm treten als Sitz solcher Bildhauer- und Malerwerkstätten in Erscheinung Rottweil, Ravensburg, Biberach, Wangen, Isny, Memmingen, Kaufbeuren, Lindau, Füssen, eine Kunstindustrie, die auch noch den Tessin mit Altären versorgte. Zum Teil sind diese Werkstätten und ihre Leiter nur aus dem Graubündner Denkmälervorrat rekonstruierbar, obwohl

Aus «Die Kunstdenkmäler
des Kantons Graubünden»
Band I
Poschiavo,
Kirche St. Mariä Himmelfahrt



Beispiel einer Kirche aus der
Zeit der Gegenreformation

auch hier vieles mit der Zeit zerstört und zerstreut wurde. Nicht weniger als 32 Altarwerke sind ganz oder in wesentlichen Teilen im Kanton selbst erhalten, mindestens neun in auswärtigen Kirchen und Museen, und aus Fragmenten und schriftlichen Nachrichten lassen sich weitere 45 nachweisen — und dies nur für die katholisch gebliebenen Gemeinden, da in den protestantischen sowohl die Altäre, wie die Nachrichten darüber verloren sind. Dass der Bildersturm manchenorts in sehr menschlichen Formen vor sich ging, zeigt das Beispiel der Gemeinde St. Antönien, die einer katholisch gebliebenen Familie erlaubte, bei ihrer Auswanderung in das altgläubig gebliebene St. Galler Gebiet den Schnitzaltar mitzunehmen, der heute noch in der Kirche von Wangs (St. Galler Rheintal) steht.

Die spätgotische Welle der Bautätigkeit findet ihr Ende mit der Reformation und den anschliessenden Wirren — mehr als 100 Jahre lang ruht die Kirchenbautätigkeit völlig, dann setzt in den Vierzigerjahren des XVII. Jahrhunderts eine neue Welle ein, getragen vom Schwung der Gegenreformation, als deren eifrige Wortführer vor allem die Kapuziner der Ordensprovinzen Mailand und Brescia auftreten. Die freiwilligen Gaben beginnen wieder zu fliessen, von neuem werden Kirchen gebaut, Altäre gestiftet, Bruderschaften gegründet, allein im Oberhalbstein weiht Bischof Ulrich im Juni 1663 in einem Umkreis von nur zwei Gehstunden sechs völlig neu gebaute Kirchen — in Savognin werden im Zeitraum von dreieinhalb Jahren drei Kirchen von Grund aus neu ge-

baut. Die Bewegung blüht vor allem im Vals, Tavetsch und Oberhalbstein — im ersten Viertel des XVIII. Jahrhunderts beginnt sie zu erlahmen, und nur noch einige kleinere Kapellen folgen als Nachzügler.

Im Gegensatz zur spätgotischen Welle kommt der Impuls diesmal also von Süden, die Baumeister kommen grossenteils aus dem Misox. Das Hauptwerk der Zeit — die Klosterkirche zu Disentis, folgt dem «Vorarlberger Schema», wie es von Franz Beer formuliert wurde. Mit den Barockbauten kommen die prunkvollen, überreich geschnitzten oder stuckierten Barockaltäre und die Stukaturen und Malereien an Wänden und Gewölben.

Für die besonders eigenartige Entwicklung des Profanbaus ist vor allem wichtig, dass sich in Graubünden nie eine gegen den Bauernstand rechtlich abgegrenzte Aristokratie herausgebildet hat: die führenden Familien des Landes hatten ihre Stellung de facto, nicht aber auf Grund besonderer Privilegien inne, so dass wenigstens das Prinzip der Demokratie besser als in den Städten mit ihren «regimentsfähigen Geschlechtern» wirksam blieb. Die gesellschaftlich führende Schicht blieb durch den zur Sitte gewordenen Kriegsdienst an ausländischen Höfen mit der grossen Welt verbunden, die jungen Graubündner trafen dort mit der Militäraristokratie kulturell bevorzugter Länder zusammen, auch war die Amtstätigkeit im Veltlin, die ein repräsentatives Auftreten erforderte, geeignet, einen herrenmässigen Lebensstil auszubilden. Ausländische Kriegsdienste

Aus Band II
 Mons (Albulatal)
 Kath. Pfarrkirche S. Franziskus
 und Pfarrhaus. Erbaut durch die
 Kapuzinermission Tiefenkastel
 von 1643–1648 von Baumeister
 Giulio Rigaja aus Roveredo
 im Misox. Im Innern reiche
 Stukkaturen, Malereien,
 drei barocke Altäre



In vorbildlicher Weise werden
 nicht nur Einzelbauten, sondern
 auch charaktervolle Baugruppen
 abgebildet

und die Veltliner Aemter waren aber zeitlich beschränkt,
 und so riss der Zusammenhang mit der Heimat und der
 bäuerlich-bürgerlichen Existenz nicht ab — es bildete
 sich jener besondere Typ des bündnerischen Edelmannes,
 der weltläufig, gebildet und sprachgewandt, doch dem
 Volk und seinen einfacheren Lebensformen verbunden
 blieb. Da die Angelegenheiten des Staates in den Be-
 schlüssen der einzelnen Gemeinden entschieden wur-

den, versprach eine Niederlassung in Chur keinen höhe-
 ren Gewinn, es empfahl sich vielmehr, in kleineren,
 leichter übersehbaren Verhältnissen nach Einfluss zu
 streben. Damit erklärt sich die geographische Streuung
 der bündnerischen Bau- und Kunstdenkmäler: die Kul-
 tur Rhätiens war keine städtische Kultur, sondern durch-
 drang, wenn auch in verschiedener Dichte, alle Täler. Im
 Gebiet des Profanbaus äussert sich dies in der lockeren



Aus Band II:
 Churwalden
 Die ehemalige Klosterkirche
 St. Maria und St. Michael,
 Neubau nach Brand einer älteren
 Kirche 1472, Altarraum und
 Mönchschor vollendet 1477, mit
 Schnitzaltar von 1477, Langhaus
 (Laienkirche) vollendet 1502,
 rechts das Abtsgebäude

Verteilung der Bürgersitze über das ganze Land und in der Eigenart dieser ländlichen Herrensitze, die nicht nur Land- und Sommerhäuser waren, wie anderwärts die Landsitze städtischer Aristokraten, sondern dauernder Wohnsitz wie alle anderen Häuser des Dorfes. Für die herrenmässigen Bauernhäuser des Engadins findet man nirgends Analogien; der reiche Sgraffitoschmuck des Aeusseren, die stattlichen Raumverhältnisse, die reichen Wand- und Deckentäferungen des Innern verraten den Wohlstand und das kulturelle Selbstgefühl der Erbauer. Wenn die Bautätigkeit um 1680 fühlbar ansteigt, so kommt das daher, dass die Kriege Ludwigs XIV. den Bedarf an kriegskundigen Männern steigert, ein weiterer Impuls ist fühlbar nach dem spanischen Erbfolgestreit, der die Wichtigkeit der Bündner Pässe für die Stellung Habsburgs in der Lombardei wieder gezeigt hatte. In dieser Zeit entstehen in einigen Ortschaften ganze Gruppen von Häusern der gleichen Familie, so in Soglio, Ponte, Zuoz, Scanfs, Malans, Grösch, Luzein. Es sind nun nicht mehr vergrösserte Bauernhäuser, sondern eigentliche Bürgerbauten von mehr städtischem, palazzoartigem Charakter. Das Herrenmässige wird oft durch einen Turm zum Ausdruck gebracht, der das Haus zum «Schlössli» erhebt und in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts geradezu zur Modeerscheinung wird.

Mit dem Verlust des Veltlins und dem Aufhören der ausländischen Kriegsdienste um 1830 versiegen die wichtigsten Quellen des Einkommens und zerfällt der gesellschaftliche Lebensstil des Ancien régime. Was jetzt noch an klassizistischen Bauten entsteht, beruht auf dem wirtschaftlichen Erfolg der gewerblichen Auswanderung. Die kulturellen Leistungen Graubündens in dieser Zeit sind weder im Bereich der kirchlichen, noch der profanen Baukunst zu suchen, sondern im Ausbau der grossen Durchgangsstrassen. In der kurzen Zeit von 1818–1823



wurde die Hinterrheinroute über den Bernhardin und der Strassenzug über Lenzerheide und Julier als «Kunststrasse» erbaut, auf die der Ausbau des weiteren Strassennetzes folgte, und später das kunstvolle Netz der rhätischen Schmalspurbahnen.

P. M.

Das Bauernhaus im Kanton Glarus

Im Auftrag des Regierungsrates des Kantons Glarus hat Architekt Hans Leuzinger BSA mit Hilfe des technischen Arbeitsdienstes Zürich unter Leitung von Dr. Hermann Fietz eine umfassende Bestandesaufnahme alter Bauernhäuser durchgeführt. Das Ergebnis dieser Inventarisierung in Gestalt von fotografischen Gesamt- und Detailaufnahmen, Grundrissen, Schnitten war im Gemeindehaus Glarus ausgestellt — die technischen Zeichnungen in der präzisen und grafisch schönen Darstellungsart, die der «Arbeitsdienst» für seine Zeichnungen entwickelt hat. Ein Doppel dieser Pläne, deren Originale im Besitz des Arbeitsdienstes Zürich verbleiben, wird im Staatsarchiv des Kantons Glarus deponiert.

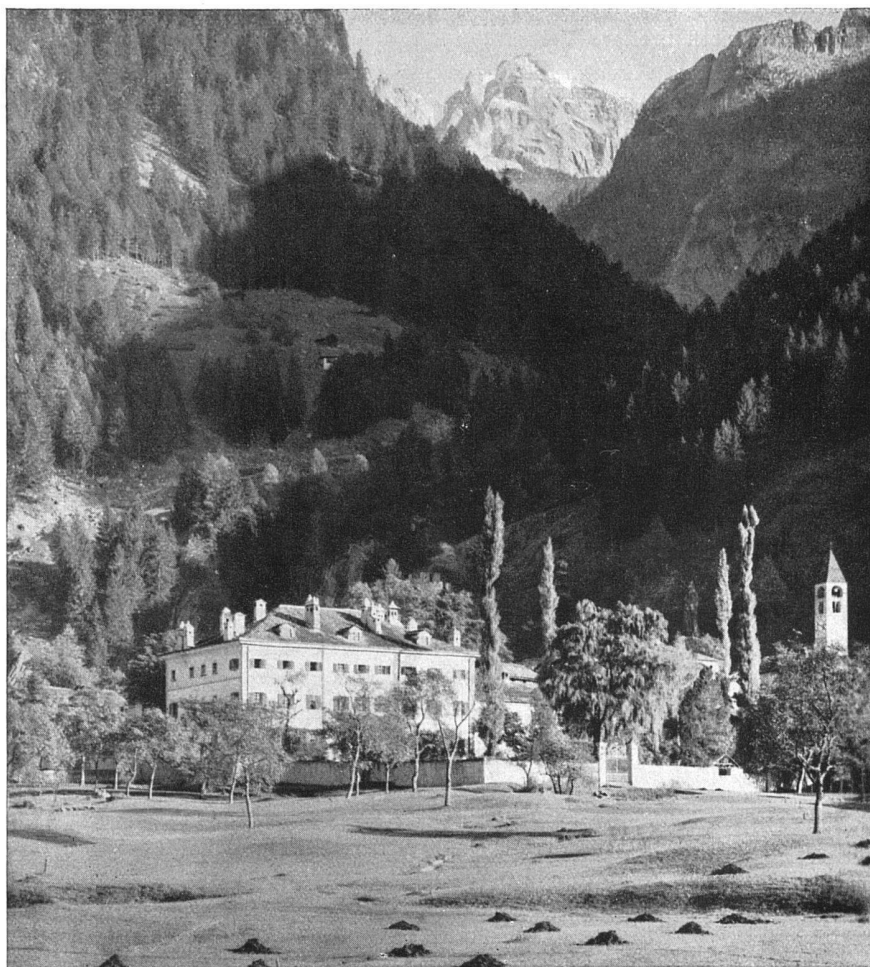
Man kann dieses Vorgehen nicht warm genug auch den

Regierungen der andern Kantone empfehlen, denn damit wird in letzter Stunde die altschweizerische Siedlungsform festgehalten, die durch die Aenderung der Wohngeohnheiten und die Vergänglichkeit des Bauholzes unweigerlich und unaufhaltsam dem Untergang entgegengeht. Gewiss lassen sich einzelne besonders bemerkenswerte Baudenkmäler auf lange hinaus konservieren, sofern die Mittel und das Interesse für öffentliche Denkmalpflege vorhanden sind; sollte einmal das eine oder andere auch nur wenige Jahrzehnte lang fehlen, so wird der grösste Teil dieser Baudenkmäler unwiederbringlich verschwunden sein. Schon jetzt sind im Kanton Glarus viele dieser bodenständigen bäuerlichen Charakterbauten vom Fabrikproletariat, zum Teil italienischer Herkunft,

Aus «Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden», Band I
Bondo (Bergell)
Palazzo Salis, von Süden

links (Seite 118):

Stuls (Albulatal), evangelische Kirche
St. Johann aus Nordosten (aus Band II)
Die systematische Publikation solcher
von der Kunstgeschichte sonst nicht
beachteter Bergkirchen ist besonders
wertvoll



bewohnt, sie sind zum schlechtpassenden Gehäuse für Lebensformen geworden, die mit denen der Erbauer nichts gemeinsam haben; die alten, bodenständigen Namen dieser Höfe decken keinen entsprechenden Inhalt mehr.

Es ist eine Spezialität unserer Bergkantone, dass sich der Typus des Bürgerhauses nicht scharf von dem des gesellschaftlich gehobenen Bauernhauses abgrenzen lässt, weil eben der freie Bauer nicht eine gegen oben scharf abgegrenzte Untertanenklasse bildete, sondern Träger der staatlichen Macht und der Kultur war. Die durch Grösse und Reichtum ihrer Formen hervorragenden «Bauernhäuser» sind darum schon im «Bürgerhaus-Werk» des SIA dargestellt. Inventarisierungen im Stil der glarnerischen sind aber eben deshalb wichtig, weil sie neben den Aus-

nahmebauten auch die nicht weiter auffallenden, schmucklosen Durchschnittsbauten festhalten, die für den Gesamteindruck ebenso wichtig und für die Hausforschung aufschlussreicher sind als die Ausnahmen. In Heimatschutzkreisen wird die Wichtigkeit des Normalen nur erst von wenigen erkannt. Stets ist es das pittoreske Detail, der nette Erker, das besonders kolossale Dach, die künstlerisch interessante Ornamentierung, die Teilnahme finden, während der typische Ausdruck eines ungeschmückten Hauses, das charakteristische Beisammenstehen von Bauten, die im einzelnen weiter kein Interesse bieten, einen geschärfteren Blick erfordert. Hier leisten solche Unternehmungen Pionierarbeit, sie füllen gerade die Lücke aus, die das Bürgerhauswerk seinem ganzen Programm nach offen lassen musste.

P. M.

Aktivierung der Baudenkmäler

Diese verschiedenen Arten von Inventarisierung unserer Kunstdenkmäler sind im höchsten Grad verdienstlich und erfreulich, um so mehr, als sie auf der Grundlage freiwilliger Zusammenarbeit durchgeführt werden; es

wäre aber falsch zu glauben, dass damit schon alles getan wäre, was in dieser Hinsicht getan werden muss. «Bürgerhauswerk», Inventarisationsbände, Planaufnahmen wenden sich an Fachkreise, also an eine zahlenmäs-